

AUS DEN DEUTSCHEN SENDESTÄDTEN

Sonderdienst des „Funk“.

Ein Rundfunk-Kammerspiel.

Berlin, 18. Dezember.

Der Leiter der Sendespielbühne am Großsender Leipzig, Julius Witte, dem schon lange der Ruf vorausgeht, ein mehr als fähiger Regisseur der neuen Rundfunkkunst zu sein, schrieb ein weihnachtliches Hörspiel „Ein Besuch in der Werkstatt des Weihnachtsmannes“, und die Berliner „Funk-Stunde“, die bislang mit seltenen Ausnahmen immer nur ihre eigene Hausdichter beschäftigte, hat endlich den Mut gefunden, auch einmal das Werk eines bewährten Mitarbeiters auswärtiger Sender zur Aufführung anzunehmen. Die „Funk-Stunde“ sei für dieses „Wagnis“ bedankt, das erneut bewies, daß man sich in der viel mißachteten „Provinz“ sehr ernsthaft um die Probleme einer neuen Kunst bemüht.

Witte gelang ein entzückendes Hörspielchen, das sogar den verstocktesten Großstädter, dem inmitten des steinernen Meeres und der Hast seines Lebens immer mehr die Poesie der Weihnacht verlorengeht, in seinen Bann zog. Was uns der Abend bot, war ein Stück anmutigster Rundfunk-Kammerspielkunst.

Allein die Erkenntnis des Verfassers, aus dem gegebenen Stoff kein abendfüllendes Hörspiel, sondern ein kaum eine Stunde dauerndes Hörspielchen zu schreiben, beweist den Geschmack und das sichere Gefühl für die Anforderungen des Rundfunks, den Witte besitzt. Das Stück ist außerdem mit einer derartig spielwirkenden Leichtigkeit geschrieben, ohne irgendwo die noch ungeschriebenen Gesetze einer Hörspielkunst zu verletzen. Und es mangelt auch nicht einer gedanklichen Tiefe, eines tieferen Gemütes. Man sollte dieses Spiel für die jüngsten Rundfunkhörer auch in Berlin wiederholen und dafür eine „Funkheinzelmann-Stunde“ ausfallen lassen.

Genau besehen ist der Stoff dürftig, aber was für ein herrliches Stückchen Kleinkunst daraus geworden ist, das muß man gehört haben.

Da ist nun das brave Gretchen, dem gerade der Sandmann die Müdigkeit in die weihnachtlich aufgeregten Augen streut, das nicht an den Weihnachtsmann mehr so recht glaubt, aber dieses Märchen sich wachend träumend erhalten will, und die Mutter, die noch vor dem Schlaf das Märchen von den Sternentalern erzählt. Im Traumschlaf geht es in lustiger Schlittenfahrt ins Land der Märchenberge. Am Wegrande taucht Hänsel und Gretel auf und Schneewittchen und die sieben Zwerge und die Gnommen, die dem Weihnachtsmann den Weg durch den tiefen Schnee bahnen. Immer nur Augenblicksbilder, wie man sie als Querschnitt bei kurzer Rast sieht. Und dann Knecht Rupprecht und der Weihnachtsmann, der das kleine Gretchen in seine Puppenwerkstatt führt, vor ihr die schönsten sprechenden Puppen zum Klang der Spieluhr singen und tanzen läßt. In klingelnder Fahrt geht es zurück zum strahlenden Weihnachtsbaum, und die Glocken läuten, und das Weihnachtslied singt durch den Äther.

Die Regie, die wohl ganz den Intentionen des Dichters entsprach und in den Händen Alfred Brauns lag, gab dem Spiel das anmutige Tempo und erfüllte die Forderungen, die dieses für den Rundfunk geschriebene Werk sicher von selbst vorgeschrieben hat. Das Zusammenspiel der ungenannten Schauspieler war ausgezeichnet, besonders auch deswegen, weil die einzelnen Charaktere stimmlich gut gegeneinander abgestimmt waren. Franz v. Szpanowski war der feinfühligste Dirigent dieser Aufführung.

Ohne Alfred Brauns schauspielerische Leistung dieses Abends herauszustellen, sei die Frage erlaubt, warum er sich nicht mit der Regie begnügte, die ihm so gut gelungen ist? Carl Hagemann, der kommenden Intendant der „Funk-Stunde“, schrieb einmal: auch der Künstler könne nur eins, „entweder sich selbst beobachten, um sich in etwas Ganzes einzufügen, um hier irgendeine Stelle nach besten Kräften und Können auszufüllen — oder andere von einer Warte aus beobachten, um eine Gemeinschaft zu gemeinschaftlichem Tun zu führen, um zu leiten.“ Und an einer anderen Stelle etwa: „Der Regisseur ist ein Aufsichtsbeamter allerhöchster Observanz, der über das richtige In-die-Erscheinung-Treten des Kunstwerkes zu wachen hat.“ Dies ist eine Forderung, die an dieser Stelle schon wiederholt erhoben wurde.

Aber noch einmal: Wittes Hörspiel war ein voller Erfolg, den wir dem Dichter danken und auch dem Spielleiter, der das Stück zur Aufführung annahm.

*

Irene Triesch, deren Ruf wir gerne folgen, wenn sie Goethe spricht oder aus der Bibel liest, rezitierte wieder einmal vor dem Berliner Mikrophon; leider war es eine leise Enttäuschung: mit ihrer stimmungswaltigen Sprache, die einen Riesensaal zu füllen vermochte, konnte sie diesmal den Hörer am Telephon nicht bannen. Gewiß blieb eine Ahnung ihrer großen Kunst zurück, aber noch schöner wäre es gewesen, wenn Irene Triesch ihre Rezitationen auf den Kamerton, den der Aufnahmeapparat verlangt, abgestellt hätte.

Die Übertragung aus dem Herrenhaus, die Stunde des Dichters Stephan Zweig, mißlang diesmal; die Lautstärke schwankte, die Sprache war verzerrt und erst im letzten Augenblick, als der Sprecher das Ende der Veranstaltung ansagen konnte, schien der Leitungsfehler behoben.

Von den Vorträgen ist immer wieder Prof. Heilfrons Plauderei „Rechtsfragen zum Tage“ und Prof. Kohlrauschs Vorlesung über „Modernes Strafrecht“ als auch für den Nichtjuristen als anhörnswert zu nennen. Dr. Werner Mahrholz, der über die „Strömungen der modernen Literatur“ spricht, weiß gleichfalls einen größeren Hörerkreis zu fesseln. mzl.

*

Die „Hugenotten“ als Sendespiel.

Berlin, 18. Dezember.

Man durfte gespannt sein, wie dies dramatisch bewegte Werk sich als Sendespiel ausnehmen würde.

Zunächst einmal funktechnisch betrachtet. Die Kontraste der Musik, der häufige Wechsel zwischen Einzel- und Massenszenen, gab zu manchen Störungen Anlaß. Dem plötzlichen Einsetzen des Chores und Orchesters wurde nicht rechtzeitig vorgebeugt, so daß auf das Ohr ein schwirrendes Klangchaos einströmte, dessen Brandung sich erst ganz allmählich legte.

Unter solchen Erscheinungen mußte der künstlerische Eindruck sehr leiden; denn diese Explosionen einer unheilgeladenen Atmosphäre charakterisieren ja gerade dies Werk. Erst vorsichtig züngelnd, dann in immer helleren Flammen soll der Vernichtungswille gegen die Hugenotten sich entwickeln. Das war an sich auch gut angelegt, aber die technischen Hemmungen waren zu groß, als daß alles so kommen konnte, wie es gedacht war.

Dabei war die Besetzung recht gut, die Stimmen hoben sich auch deutlich voneinander ab. Vera Schwarz als Valentine



Julius Witte.